

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Eine vergessene Geschichte [4 Bilder; Becker, Karl]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Eine vergessene Geschichte.



Wenn man in der Stadt Genf in der Schweiz von der großen Brücke aus, die über den dort beginnenden Austritt der Rhone führt, an dem Quai entlang geht an der Seite, wo sich das Hotel national befindet, gelangt man bald an einen freien Platz, auf welchem sich ein prachtvolles Denkmal erhebt, auf das jeder Fremde bei der Frage nach dem Sehenswerten in Genf aufmerksam gemacht wird.

Auf einem breiten Unterbau, zu dem man von der Seeseite aus auf Stufen hinaufsteigt, sind künstliche Bassins angelegt, in welchen Goldfische umher schwimmen; sauber gepflegte Beete da-

zwischen, mit südlichen Pflanzen und Sträuchern, erfreuen das Auge, und im Hintergrunde steht an der Pforte eines geschmackvollen kleinen Parks ein Häuschen, in Tropfsteinmauern gleich einer Wohnung der Vorzeit eingeschlossen, die über dem Häuschen eine kleine Bastion darstellen, zu dem man von beiden Seiten auf schmaler Treppe hinaufsteigt.

Auf der Vorderseite dieser prächtigen Anlage nach dem Quai zu erhebt sich ein in Marmor ausgeführter turmartiger Bau, der durch seine stilvolle Architektur die Blicke der Vorübergehenden auf sich zieht. Allegorische Figuren schmücken denselben, das Ganze aber krönt in ziemlicher Höhe die Statue eines Reiters, der vom Rosse herab unverwandt hinüber schaut über den blauen Spiegel des schönen Sees zu den mächtigen Berggipfeln des Mont Blanc oder Dent du Midi, die mit ihren weißen Häuptern aus weiter Ferne zu grüßen scheinen.

Das Standbild aber ist dasjenige des — deutscher Leser, erröte nicht! — ehemaligen Herzogs Karl von Braunschweig.

Wie bekannt, wurde derselbe im Jahre 1830 von seinen Unterthanen für abgesetzt erklärt und sein Bruder, der am 18. Oktober 1884 verstorbene Herzog Wilhelm, auf den Thron erhoben.

Der Deposcedierte lebte seitdem bald hier und da außerhalb Deutschlands, die meiste Zeit in Paris, das ihn von jeher mächtig angezogen hatte, und zuletzt in Genf, das sich so gern „Klein Paris“ nennt, welcher Stadt er dann schließlich seine Millionen und Edelsteine, die er aus Braunschweig mitgenommen hatte, testamentarisch vermachte unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm ein Denkmal errichtet würde.

Wofür? — Nun, die Antwort ist einfach: Für die geschenkten Millionen.

Die Stadt Genf nahm das Geld freudig in Empfang, quittierte darüber und baute das Denkmal, das,

nebenbei gesagt, mehr als eine Million gekostet hat. Warum sollte sie dies letztere auch nicht thun? Was kümmerte es sie, woher die Millionen stammten? „Kein Geld, kein Schweizer!“ sagt ein altes Sprichwort; und für Geld ist alles zu haben, auch ein Denkmal.

Geburt? Rang? Pah! Dafür sieht man in einem republikanischen Staate, wie Genf, nicht zum Fenster hinaus.

Ehrlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, rechtschaffenes Leben? Hm, ja, das sind gute bürgerliche Tugenden, und wohl dem, der sie hat, aber ein Denkmal kann man nicht dafür verlangen.

Aber Millionen? Ja, Bauer, das ist ganz was anderes! Wer die hat, ist eine beachtenswerte Persönlichkeit, und die Leute drücken gern ein Auge zu, wenn jene Tugenden fehlen. Geld deckt ihnen leicht alle Mängel.

Und wenn der frühere Herzog Karl seiner Zeit in „Klein Paris“ seine zweifelhaften Persönlichkeiten aus der Demi-Monde in das Theater führte, behangen mit seinen Diamanten, wie sie keine der ehrbaren Frauen und Töchter der Bürgerrepublik aufweisen konnte, so bewunderte man — die Diamanten, sagte aber nichts. Drückte aber vielleicht einmal jemand, vielleicht gar ein philistischer Deutscher, darüber seine Entrüstung aus, dann wurde ihm lächelnd erwidert: „Eh bien, que faire? Il a des millions!“^{*)}

Doch genug hiervon! Der freundliche Leser möge mir verzeihen, wenn ich etwas verraten habe von den bitteren Gefühlen, die mich ergriffen, als ich zum ersten Male das Monument sah, Gefühle, die vielleicht mancher andere Deutsche, der an jenes Ufer kommt, gleich mir empfunden hat und noch empfinden wird.

Lange stand ich vor dem schönen monumentalen Bau, an die Hafenummauer gelehnt, die Wellen des Sees brachen sich an derselben mit allerlei murrenden und zischenden, gurgelnden und pfeifenden Tönen.

Da fühlte ich auf diesem herrlichen Fleckchen Erde, das ich gekommen war zu sehen, es in meinem Herzen aufsteigen wie Heimweh und ich lebte mich zurück nach deutschem Boden, deutschem Laut und deutscher Liebe.

Gehe ich aber von dem Denkmal schied, kam mir der Gedanke, ob dieser Mann, dessen Standbild dort oben so prächtig ausschaut, wohl niemals ein gleiches Gefühl in seinem Herzen gespürt hat? Ob wohl darin nie die Sehnsucht erwacht ist nach den schönen, waldbeschatteten Bergen der deutschen Heimat, des Harzes, wo die Nachkommen des urkräftigen Cheruskerstammes, jener Hermannshelden, die einst deutschem Recht und deutscher Sitte die Stätte wahrten, auch heute noch neben ihrer kräftig und herzlich zugleich klingenden plattdeutschen Sprache deutsches Wesen repräsentieren: nach jener Heimat, wo seine Wiege stand, wo jeder Baum und jeder Strauch, jeder Berg und jedes Thal erzählt von den Thaten seiner Väter, trotzig und kühn, eisensfest und mutig und doch dabei mit dem ganzen biedern Charakter, den die Harzbewohner von alters her bis heute als berechtigte Eigentümlichkeit festgehalten haben.

Hat er niemals solche Sehnsucht gefühlt? Oder hat er sich hineingeworfen in den Strudel des Lebens — was für eines Lebens! und es bis zur letzten Hefe gekostet, um die innere Stimme zu übertäuben, die vielleicht oft, zu oft, kam, ihn zu erinnern an das, was er verloren, für immer verloren, die Liebe und Achtung seines Volkes, den Anspruch auf den Wert seines Geschlechtes?

^{*)} Was soll man dagegen thun? Er hat Millionen!

Wer weiß? Niemand kann dem Menschen ins Herz sehen und birgt sich nicht zuweilen unter frivoler Außenseite ein von Reue und Qual zerrissenes Herz?

War das bei ihm der Fall, dann war er ein armer, armer Mann, trotz seines Goldes und seiner Edelsteine; ärmer als der Mann im leinenen Kittel in den heimatischen Bergen des Harzes, der mit schwerer Art die Eiche oder Buche oder Tanne mühsam fällt, in beständiger Gefahr, von dem fallenden Baum erschlagen zu werden; ärmer als der ruhige Kohlenbrenner in der einsamen Waldhütte auf dem dürftigen Lager von Moos oder Laub.

Mit diesen Gedanken an die Heimat kam mir dann auch die Erinnerung an manche kleine Episode aus der Geschichte des depossidierten Fürsten, und meine Gedanken hafteten zuletzt an einem kleinen Grabhügel, halb eingesunken und nur mit einem unbebauten Sandsteine versehen, auf den eine Nummer wenig kunstvoll und oberflächlich eingemeißelt war; er war das einzige Denkmal für das Menschenkind, das unter dem Ratenhügel lag.

Dicht an der Mauer des alten Kirchleins auf dem Berge jener preussischen Grenzstadt Elrich, der damals als Friedhof diente, lag jener Grabhügel, abseits von den in regelrechter Reihe nebeneinander liegenden.

„Das muß doch auch ein Grab sein?“ hatte ich zweifelnd den alten Großvater gefragt, als er mich, da ich noch ein kleiner Knabe war, einst an seiner Hand daran vorbeiführte, um ein anderes, uns teures, zu besuchen.

„Allerdings!“ war die Antwort gewesen, „das ist auch ein Grab.“ Und dann kam aus dem Munde des wißbegierigen Knaben Frage um Frage: Wer liegt da begraben? Warum außer der Reihe? u. s. w., u. s. w.

Jede der Fragen wurde beantwortet und aus den Antworten setzte sich eine Geschichte zusammen, die sich tief in das kindliche Gedächtnis einprägte und durch die später mir bekannt werdenden historischen Ereignisse ihre Ergänzung fand.

Ich will sie dem geneigten Leser erzählen, so gut ich sie im Gedächtnis behalten habe.

Das Jahr 1830 war, wie jedermann weiß, ein sturmbelegtes. In Frankreich wurde ein Thron gestürzt, und in Deutschland lohten die durch die Freiheitskriege erzeugten und unter der Herrschaft der Metternichschen Politik still fortglühenden, noch unklaren Freiheitsideen, angefacht durch den Westwind, plötzlich auf, um ebenso schnell wieder gedämpft und unterdrückt zu werden. Doch fiel auch hier ein gekröntes Menschenkind, freilich unter ganz andern Umständen und aus ganz andern Ursachen wie dort.

Hatte das unruhige, frivole Pariser Volk sich seine Revolution gemacht à son plaisir, so waren es in dem Ländchen Braunschweig die loyalsten Anschauungen, wie sie in einem deutschen Kleinstaate damals nur existieren konnten, die zur Revolution trieben, so daß sogar der Metternichsche Bundestag sie nachträglich gutheißen mußte, während er doch gegen alle andern Revolutionäre, besonders gegen krakeelende Studenten, die sich einfallen ließen, dreifarbige Bänder zu tragen, mit aller Strenge einschritt, und sie sogar zum Tode verurteilt wurden, wie z. B. Fritz Reuter aus Mecklenburg.

In allen Städten und Dörfern des Braunschweiger Landes war die Aufregung groß. Seit lange war der Herzog wieder außer Landes, die Regierung dabei seinen Räten überlassend, während er, wie verkanntete, ungeheure Summen ausgab zu seinem Vergnügen. Und diese Vergnügungen, so drang die Kunde bald in

alle Kreise des Volkes, sollten zuweilen recht zweifelhafter Natur sein. Was Wunder, wenn sich in den Herzen der sonst ihrem Fürstenhause treu ergebenden Braunschweiger die Erbitterung einschlich gegen solch „heilloses Regiment!“

Als dann von der Hauptstadt Braunschweig aus die Losung gegeben wurde, ihn, der die Fremde mit ihren zweifelhaften Anziehungspunkten lieber zu haben schien als sein Stammland, für abgesetzt zu erklären und seinen Bruder Wilhelm auf den Thron zu setzen, da stimmte das ganze Land wie einer erlösenden That zu.

Als es geschehen war, eilte der abgesetzte Herzog herbei, um seine Rechte auf Land und Thron zu wahren. Aber in Braunschweig war man fest entschlossen, dem Entthronten kein Recht mehr einzuräumen, nicht einmal das des Aufenthalts im Vaterlande. Alle weisfähigen Männer wurden aufgeboten, die Grenze zu besetzen, als die Nachricht kam, Herzog Karl sei auf dem Wege nach Braunschweig, und sie waren entschlossen, ihn an jener zurückzuweisen und zwar mit der Waffe in der Hand.

In den Grenzorten des Landes aber ging es lebhaft zu. Die Mannschaft wurde organisiert und um die Grenze ein enger Kordon gezogen, wo man den Uebertritt des Herzogs vermutete, und wußte man ihn in der Nähe, dann wurde auch sonst niemand über die Grenze gelassen, bis er sich wieder entfernt hatte.

Ungefähr zwei bis drei Meilen oberhalb Nordhausen nach dem Harze zu führt die braunschweigische Grenze zwischen dem braunschweigischen Flecken Zorge und dem preussischen Städtchen Elrich durch. Beide Orte sind ungefähr eine gute Wegstunde voneinander entfernt. Damals war Elrich eine Enklave, d. h. rings von braunschweigischen und hannoverschen Landen umschlossen, man mochte von dem Orte aus gehen, wohin man wollte, immer kam man nach einer Viertel oder halben Stunde Wegs ins „Ausland“, das sich überall an der Grenze durch Rollschranken manifestierte.

An verschiedenen Punkten der braunschweigischen Landesgrenze hatte der abgesetzte Herzog Karl bereits vergebens versucht, in das Land zu kommen, überall war er zurückgewiesen worden.

Da machte er einen letzten Versuch.

In aller Stille traf er plötzlich eines Abends in dem preussischen Städtchen Elrich ein mit nur wenigen Begleitern. Er war von Nordhausen herauf über den schmalen Strich Hannover bei dem Dorfe Sachswerten fast unbemerkt gekommen und erschien in dem Hause des Elricher Bürgermeisters wie ein deus ex machina mit dem Begehren einer angemessenen Unterbringung während der Nacht; am andern Morgen früh wolle er weiterreisen.

Der überraschte Bürgermeister wollte die Durchlaucht in dem ersten Gasthose der Stadt, am Markte, einlogieren, ein für damalige Verhältnisse und die kleine Stadt hübsches, nach unsern heutigen Ansprüchen an ein selbst kleinstädtisches Hotel aber sehr bescheidenes Häuschen, das nebenbei noch landwirtschaftlichen Zwecken diente.

„Nein, nein!“ entgegnete der Herzog lebhaft, als ihm der Bürgermeister die Eröffnung machte, „kein Gasthaus! Rathaus! Will im Rathaus bleiben.“

„Wie Durchlaucht befehlen!“ entgegnete Bürgermeister Buße sich fiegend, „allein Durchlaucht werden sich dann in meiner bescheidenen Wohnung, die ganz zu dero Verfügung steht, etwas gedulden müssen, da wir, auf die hohe Ehre von Ew. Durchlaucht Anwesenheit nicht vorbereitet, erst die Zimmer in Bereitschaft setzen müssen, die Durchlaucht befehlen.“

„Ja, ja, aber schnell! Brauche nur ein Zimmer für mich, eins für Dienerschaft und dann — Wache! Bürgermeister! Wache!“

„Steht alles zu Diensten, wie Durchlaucht befehlen. Aber wir haben kein Militär am Orte, Durchlaucht werden mit einer Bürgerwache vorlieb nehmen müssen, die ich gern zu stellen bereit bin.“

„Weiß, weiß! Aber sind die Leute auch zuverlässig? Unruhige Zeiten! Wissen wohl, Bürgermeister, bin Fürst, Herzog. Brauche bewaffnete Leute, zuverlässige Leute.“

„Durchlaucht,“ entgegnete der Bürgermeister ruhig, „wir gehören zum Harz. Und wer bei uns Gastfreundschaft findet, der kann ruhig sein, es wird ihm kein Haar gekrümmt, mag er Bürgersmann oder Herzog sein!“

„Schon gut, gut!“ entgegnete der Herzog hastig und etwas freundlicher, „aber doch vorsehen, für alle Fälle! Werde es bezahlen, gut bezahlen!“

„Eurer Durchlaucht Wunsch soll ganz genau erfüllt werden. Ich bürgе für Dero Sicherheit.“

Der Herzog maß unruhig einige Male das kleine Zimmer des alten Herrn, der sich anschickte, dasselbe zu verlassen, um die nötigen Anordnungen für die Unterbringung des hohen Gastes zu treffen. Noch ehe er hinausging, hielt ihn der Herzog zurück.

„Hm, Bürgermeister! Glauben Sie, daß man mich hier von da drüben“ — dabei zeigte er nach der Gegend des braunschweiger Landes — „überfallen kann?“

„Durchlaucht meinen von braunschweiger Seite? Das weiß ich nicht, ob man das wagen wird, glaube es aber nicht. Denn das wäre Verletzung des preussischen Gebietes, und davor werden sie sich da drüben wohl hüten. Wir aber würden eine solche zurückweisen, so gut wir können, selbst wenn Blut fließen sollte. Wenn Durchlaucht aber wünschen, will ich die Schützengilde aufbieten. Das sind ungefähr vierhundert Mann, und dann stellen wir nach der braunschweiger Grenze Posten aus, die schleunigst melden, wenn etwas Ungewöhnliches wahrgenommen wird.“

„Nein, nein! Würde zu viel Aufsehen machen. Könnten drüben etwas merken! Nur eine Anzahl Männer zu meiner persönlichen Verfügung. Apropos! Haben Sie bemerkt, daß heute die Grenze drüben besetzt wurde?“

„Nein, Durchlaucht. So viel ich weiß, ist der Weg über Zorge frei, auch nach Wolfenried hinüber.“

„So! gut! Also, Bürgermeister, gute und zuverlässige Wache. Nicht viel Umstände! Kein Aufsehen!“

„Wie Durchlaucht befehlen!“ erwiderte Buse, ein alter Soldat, der die Freiheitskämpfe mit durchgemacht hatte, dann ging er und eilte so schnell wie möglich nach dem Rathause, für die Herstellung der Zimmer die nötigen Anordnungen zu treffen.

Das Rathaus, ein Gebäude aus alter Zeit, stand mitten auf dem Markte und hatte das Aussehen eines mittelalterlichen kleinen Schlosses. Das Erdgeschloß war massiv aus dicken Mauern mit Strebeseilen und bildete jedenfalls den Teil des Gebäudes, der sich im Laufe der Zeit am unverletztesten erhalten hatte. Die mit starken Eisengittern versehenen Öffnungen darin glichen Schießscharten. Auf diesem Erdgeschloß ruhten drei Stockwerke, die alle drei verschiedene Zeitalter repräsentierten, das oberste aber hatte in jüngster Zeit sich so mannigfachen Veränderungen aus Zweckmäßigkeitsgründen unterwerfen müssen, daß das ganze Gebäude wohl als eine Mustertafel architektonischer Stile gelten konnte.

Zu dem zweiten Stockwerk, das die Mitte zwischen

Mittelalter und Neuzeit liest, ließ der Bürgermeister aus dem großen Saale, der als Sitzungszimmer diente, schleunigst die Aktenrepositorien entfernen, die darin standen, während die Ratstellerswirthin in aller Eile ihre beste Bettstelle daselbst aufschlagen ließ und die nötigen Betten nebst ihrer feinsten Bettwäsche selbst herbeibrug, dem hohen Gaste das Lager zu bereiten.

So geräuschlos alles betrieben wurde, hatte sich doch bald die Kunde verbreitet, ein hoher Gast sei angekommen und wolle im Rathause logieren. Das erregte natürlich die kleinstädtische Neugier, und als der Herzog dabei später — es war fast dunkel geworden — aus dem Hause des Bürgermeisters von diesem nach dem Rathause geführt wurde, bemerkte er zu seinem höchsten Mißvergnügen und in nicht zu verbergender Besorgnis Gruppen von Leuten, die auf dem Markte und in der Nähe des Rathauses standen.

„Was sind das für Leute? Wissen sie, wer ich bin?“

„Das sind Eltricher Einwohner, Durchlaucht, und ich glaube nicht, daß sie Durchlaucht kennen.“

„Können Spione darunter sein!“

„Nein, Durchlaucht,“ entgegnete der Bürgermeister lächelnd, „die Leute kenne ich, von denen ist nichts zu fürchten. Die hat bloß die Neugierde hergetrieben, weil sie erfahren haben, daß wir hohen Besuch bekommen haben. Wen? wissen sie wohl bis jetzt noch nicht.“

Ungeachtet dieser Versicherung beschleunigte der Herzog seine Schritte und eilte die breite Steintreppe zum Rathause hinauf, als ob er es eilig hätte, einzutreten. Der Bürgermeister führte ihn in den zweiten Stock und öffnete den bereit gestellten Saal. In der Mitte desselben stand der große ovale, mit grünem Tuch überzogene Tisch, um ihn herum eine Anzahl hochlehniger ledergepolsterter Stühle, zum Gebrauch der Ratsherren bei ihren Sitzungen bestimmt. Diese altertümlichen Möbel machten die einzige Ausrüstung des Zimmers aus, zu denen die grünangestrichene Bettstelle, aus welcher sich ein mit blau- und weißgestreiftem Feinen überzogenes Bett hochgetürmt erhob, einen seltsamen Kontrast bildete. Auf dem Tische stand ein Armleuchter mit vier Kerzen, den der benachbarte Apotheker Schlichteweg geliefert hatte, während von dem Rathauswirth noch verschiedene Leuchter mit brennenden Lichtern auf dem Tische verteilt standen. Infolge dessen war der Saal so ziemlich erhell.

Rasch trat der Herzog ein. Mitten im Saale blieb er stehen und musterte denselben. An den Wänden hingen aneinander gereiht eine Anzahl Bilder, welche Personen in Lebensgröße darstellten.

„Was für Gemälde?“ fragte er kurz.

„Das sind die Porträts der Hohenzollern, vom ersten Kurfürsten von Brandenburg an bis auf unsern jetzigen König,“ entgegnete der Bürgermeister mit Stolz.

„So! Sehen! Licht!“ befahl der Herzog kurz.

Der Bürgermeister ergriff den Armleuchter, den ihm jedoch der anwesende Kammerdiener abnahm, und trat mit dem Herzoge vor die Bilder, lauter Olgemälde. Flüchtig nur schaute er dieselben an und verächtlich murmelte er: *Fi done, misérablement fait! (Pfuui, abscheulich gemacht!)*

Vor dem Bilde Friedrich Wilhelms III., des damals regierenden Königs, blieb er jedoch längere Zeit stehen und schaute sinnend darauf. Plötzlich brach er halblaut aus: „Hm, wird nicht dulden, daß ein legitimer Fürst abgesetzt wird! Geht nicht! Impossible! Impossible!“

Der Bürgermeister schwieg. Da drehte sich der

Herzog kurz auf dem Absatz herum und fragte hastig, nach der Thür gehend: „Was ist das? Höre draußen Leute.“

„Durchlaucht, das sind die Bürger, welche die Wache übernommen haben; sie werden sich auf dem Vorfaale versammeln. Es sind die ersten Bürger der Stadt.“

„So? Vorstellen, Bürgermeister! Vorstellen!“

„Zu Befehl, Durchlaucht! Ich werde sehen, ob sie alle da sind.“ Damit ging der Bürgermeister hinaus, der Herzog aber in der hastigen Weise, die er in allem, was er that und sprach, befundete, schritt in der Stube auf und ab.

Das angrenzende Zimmer war für die Dienerschaft hergerichtet, wohin sie sich außerdem ersten Kammerdiener zurückgezogen hatte, welcher steif und ernst an der Thür des Zimmers stand, der Befehle seines Herrn harrend.

Er mochte vielleicht Betrachtungen anstellen über den Unterschied zwischen den überreich ausgestatteten Pariser Salons mit den parkettierten Fußböden, auf denen er sich bisher bewegt hatte, und dieser dürftigen Eliricher Ratsstube, deren Dielen unter den hastigen Schritten seines Gebieters beständig unwillig knarnten.

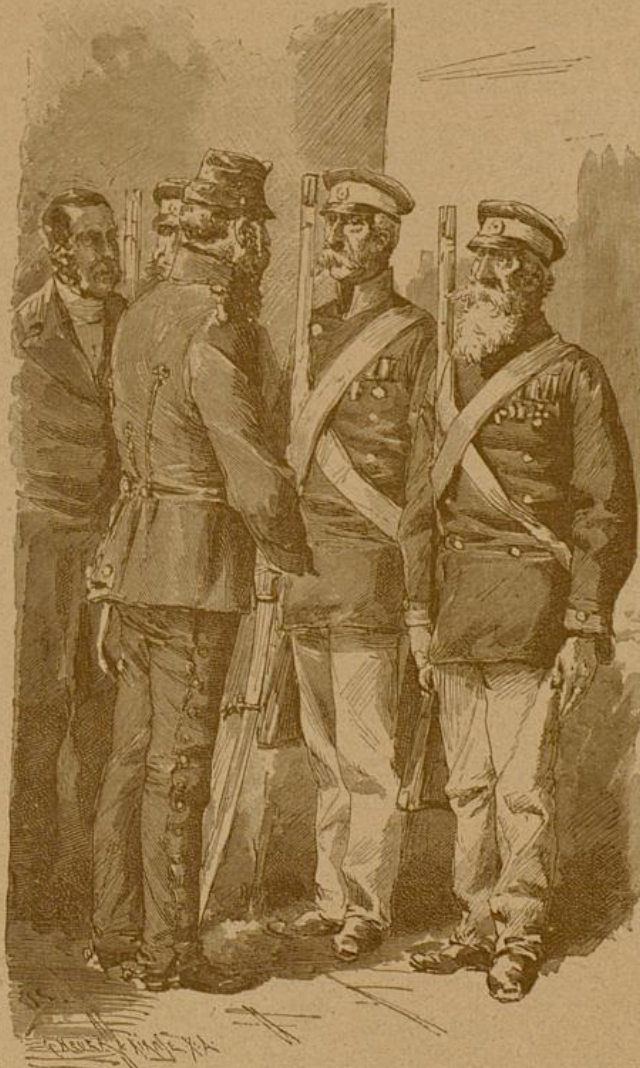
Plötzlich stand der Herzog vor ihm.

„Sie bleiben heute in meinem Zimmer!“ sagte er zu ihm auf französisch, „die übrigen Diener sollen nebenan angekleidet bleiben, die Pferde gesattelt, bis zu Tagesanbruch! Jetzt gehen Sie, werde klingeln, wenn ich Ihrer bedarf, und befehlen Sie, daß die Pferde gut verpflegt werden!“

Der Diener zog sich mit tiefer Verbeugung zurück, als eben der Bürgermeister wieder eintrat, um zu melden, daß die Bürger vollzählig da seien, welche die Wache übernommen hatten und der Befehle von Durchlaucht harreten. Der Herzog horchte wieder. Unten auf dem Markte war es lebendiger geworden, nachdem man erfahren hatte, der Herzog Karl von Braunschweig sei der hohe Gast, der auf dem Rathause logiere. Er

trat an das Fenster. Als er aber die Menge im Mondschein da unten stehen sah, wich er rasch wieder in die Stube zurück. Dann ging er zögernd mit dem Bürgermeister in den großen Vorfaal, in dem etwa zwölf Bürger mit angefaßtem Gewehr sich in Reih und Glied aufgestellt hatten.

Der Herzog trat an die Männer heran und die Vorstellung begann:



„Ich bin geborener Preuße, aber für den Herzog von Braunschweig-Öls, da sich ich noch heut mein Leben.“

„Das ist der Ratmann Bremper, Durchlaucht, ein alter Soldat von anno dreizehn.“

Der Herzog nickte leicht mit dem Kopfe und blickte zum zweiten, den der Bürgermeister sogleich als den Ökonomen Berend, ebenfalls einen ehemaligen Freiheitskrieger, vorstellte. Auch bei diesem ging er mit leichtem Kopfeigen vorüber und so bei den übrigen, bis er bei dem letzten ankam, einem weißhaarigen Mann mit weiterharten, gebräunten Zügen, aus denen aber ein Paar klare blaue Augen den Herzog mit besonderm Interesse anzublicken schienen.

„Das ist der Zimmermeister Holzhausen, Durchlaucht. Es wird Sie besonders interessieren, zu erfahren, daß er damals in den Unglücksjahren, als Euer Durchlaucht Vorfahr, der Herzog von Braunschweig-Öls, allein den Kampf gegen Napoleon aufnahm und gegen die französische Unterdrückung, sich freiwillig den Braunschweigern anschloß und unter dem Herzog gekämpft hat. Er ist auch mit in England gewesen, von wo er erst 1813 wieder gekommen ist, als es gegen die Franzosen

losging, und da hat er wieder unter den Braunschweigern gedient und die sämtlichen Feldzüge von 1813 und 1815 mitgemacht.“

„So, so!“ entgegnete der Herzog, indem er den alten Krieger, der seine Denkmünzen und Ehrenzeichen aus jener Zeit stolz auf der Brust trug, unsicher ansah. „Braunschweiger?“

„Nein, Durchlaucht, ich bin geborener Preuße,“ entgegnete Holzhausen, „aber für den Herzog von Braun-

schweig=Öls, da ließ ich noch heut mein Leben, wenn es sein könnte. Es sind meine schönsten Erinnerungen, als ich unter den Braunschweigern diente, wenn wir damals unter Herzog Oßen Durchlaucht auch nicht viel haben ausrichten können.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Herzog zerstreut, „mußte der Übermacht weichen.“

„Vor den verdammten Franzosen,“ fiel der ehemalige Kämpfer aus der schwarzen Schar ein, dem in Erinnerung an jene Zeit stets das alte Herz wallte. „Aber bei Leipzig . . .“

„Schon gut, gut!“ unterbrach ihn der Herzog ungeduldig, zog seine Börse und nahm daraus ein Goldstück, das er dem Alten reichte.

Dieser blickte den Herzog an und richtete den etwas gebeugten Nacken gerade, ohne jedoch die Hand auszustrecken nach dem Golde.

„Nehmen! Nehmen!“ rief der Herzog ungeduldig.

„Wat?“ brach Holzhausen aus — er fiel stets ins Plattdeutsche, wenn er zornig wurde oder sonst außerordentlich erregt war. „Wat? Nehmen? Nee, Dörchlaucht, dat dauh ich nich! Ich heww min Lewen dunn dran sett för Hertog Oßen; ahn wieter wat tau verlangen as wat taum Lewen nothwendig is, un heww't gien dahn. Wo war ich woll von Sei Geld annehmen för so'n lumpige Nachwach. Behollen Sei man Ehr Geld, Sei wer'n dat woll wieter brufen in dei Frönd, wo Sei vorlöpig rin möten, wenn Sei nich wedder noch Brunswig rin laten wer'n. Na, Dörchlaucht, ich heww, Gott sei Dank, min Hus un min Heim un min Arbeit un naug taum Lewen. Dei oll Holzhausen nimmt nicks!“

Verlegen war der Bürgermeister bei den ersten Worten des Alten einige Schritte zurückgewichen und hatte ihn durch Zeichen aufgefordert, zu schweigen, was er aber nicht verstand oder verstehen wollte. Der Herzog aber hörte unverwandten Blickes zu. Nach den letzten Worten drehte er sich kurz auf dem Absatz um, griffste oberflächlich mit der Hand und verschwand schnell im Zimmer, in welchem man ihn noch lange auf und ab gehen hörte, bis es gegen Mitternacht darin ruhig wurde.

In den benachbarten braunschweigischen Orten ging es um diese Zeit um so lebhafter zu.

Gegen Abend waren reitende Boten in die Harzdörfer gekommen, hatten eine kurze Besprechung mit dem Ortsvorstande gehabt und waren dann ebenso schnell, wie sie gekommen, wieder verschwunden, dann aber kamen aus fast allen Häusern Männer in den damals noch fast ausschließlich getragenen weißen Leinwandfitteln. Sie trugen die Büchsen übergeworfen und truppweise zogen sie hinaus aus dem Orte der nahen Grenze bei Zorge zu.

In dem letztgenannten Orte und zwar in dem Schützenhause saßen in dem großen Saale, wo sonst lustige Tanzmusik erschallte, verschiedene Männer mit dem Ortsvorstande an einem erhöht stehenden großen runden Tische, auf welchem einige Papiere lagen. Boten kamen und gingen, und die Herren sprachen dann und wann eifrig und leise miteinander. Der weite Saal, der nur spärlich erleuchtet war, füllte sich mehr und mehr mit Gestalten in dem heimischen weißen Kittel; alle aber waren mit Büchse und Kugeltasche versehen. Jedesmal, wenn ein neuer Trupp eintrat, warfen die Herren vom Tische her forschend ihre Blicke über den Saal und auf die Neuankommenden.

Mitternacht war es, als der Raum gedrückt voll war, und draußen stand noch eine ganze Anzahl Männer, die keinen Platz mehr fanden.

Da erhob sich an dem Tische einer der Herren und mit sonorer Stimme redete er die lautlos horchende Versammlung an:

„Kinner! Zi wißt, wat 'schein is. Uns' Hertog, dat heißt Hertog Karl, is affett. Worüm, wißt Zi of. Sei hat siet sin Regierungsantritt sich nich öm uns kümmeret. All dei Tied hat hei in'n Usann tau bröcht, und dei Pariser Frugens sin em lewer weist, as wi, sin Lannskimmer. Dat heww'n wi nich meh tragen mögen. Wi will'n en Hertog, dei tau Hus bliwot un sich öm uns un sin Lann kümmeret, un tau den wi hengahn kümme und kümme mit em snacken, wenn dei Beamten uns nich recht gew'n will'n. Aber dat kunn' wi nich bi Hertog Karln, denn dei war äwverall tau sinn, man nich in Brunswig. Do heww'n wi sin Brauder taum Hertog maht, un dat kann uns kein' verdenken. Denn Hertog Wilhelm, wat nun uns' Hertog is, is'n gauden Mann, un is'n Brunswiger Hertog, as wi em brufen, un dei her'n Hart för sin Brunswiger. Do is nun dei Hertog Karl kamen und het wedder ein wullt ins brunswiger Lann. Aber wi heww'n uns seggt, wenn bei all dei Tied, wo hei Hertog west is, hat mügt buten sin, dann müg hei of buten bliwen, as hei nun nich meh Hertog is. Denn wenn wi em jetzt inlaten, do gimwt dat Wirrwar un Glem. Wi woll'n aber Raub un Freed hewwen in uns' Lann un woll'n met uns' nigen Hertog in Gauden und Treu und Glauben lewen un taufreden bliwen. Un do heww'n wi em, den Hertog Karl, äwverall tau rügg weisen, as hei an uns' Lannsgrenz kamen is. Aber gister heww'n wi hört, dat hei nach Ulrich kamen wullt un hier versäuken, rävwer tau kamen. Do heww'n wi Zi tausamen ropen, dat Zi dei Grenz besetzen sollt on kein' rävwer laten. Willt Zi dortan helpen?“

„Zawoll!“ braute es einstimmig aus der Versammlung heraus wie Donnerrollen. „Wi laten em nich in!“ — „Sei kann buten bliwen!“ — „Hei kann hen gahn, wo hei herkamen is!“ — „Tau sin Pariser Mäfens!“ — „Wi will'n kein franz'schen Hertog, wi sin Brunswiger!“ — Und noch mancher andere Ausruf aus der Versammlung befehdete die tiefe Entrüstung über des abgesetzt erklärten Herzogs unheimliche Vorliebe für jenes Volk, unter dessen Übermut in den Jahren der Schmach Deutschlands gerade der Braunschweiger Stamm schwer und bitter gelitten hatte. War doch mancher unter den Männern, der wegen seiner Treue zum angestammten Fürstenhause einst schwer an Gut und Vermögen hatte büßen müssen, wohl gar Jahre lang in der Verbannung gelebt.

„Kinner!“ ließ sich der vorige Redner wieder vernemen, als sich der Sturm gelegt hatte. „Wi heww'n dat nich anners erwart', as dat Zi deht, wat Zi as gaud Brunswiger dauhn möt. Un denn maht Zi fertig taum Afsmarsch nah de Grenz, den wi heww'n sin Tied tau verlieren. Morr'n früh werd hei woll kamen, un wenn er rävwer will, dann halt Zi em de Büch' vör, dann werd hei woll umkrihen un sin Gut wahren. Un Zi lat kein' morr'n äwmer de Grenz, und wenn't Zi eigen Brauder is, dat is de strengst Befehl, den ich Zi tau gewen haww in höhern Auftrage. Zi wißt, wat ich domet seggen will. Un nun gah man hen, buten sin dei Führer, die ein' jeden uf sin Posten bringen. Un dat Zi morr'n nich verbungert und verdöst, do lat Zi man kein grau 'hoor wassen. Wi sorgen all för'n gaud Stückchen Brunswiger Wost un för'n gauten Stuck Branwin. Un nun! Bivat hoch! Uns' Hertog Wilhelm!“

„Bivat hoch!“ scholl es aus viel hundert Kehlen.

Dann drängten sie hinaus auf den Platz, der vom Mondschein erhellt war und wo sie den Führern zugeteilt wurden. In kleinen Partien marschierten sie ab und verschwanden bald in dem nahen Waldesdunkel, um die Grenzen zu wahren vor ihrem frühern Herzog, der sich selbst heimatlos gemacht hatte.

Am andern Morgen war der Herzog Karl früh auf. Es war ein Sonntag und der Tag versprach heiß zu werden, denn kein Wölkchen trübte den sommerlichen Himmel. Von Nordhausen waren noch einige gestern zurückgelassene Diener beim Tagesanbruch mit Pferden und Gepäck gekommen, auch übergaben sie einige Briefe. Nachdem der Herzog dieselben gelesen, befahl er den Aufbruch für sich und nur zwei Begleiter. Die übrigen sollten später nachkommen, wenn er Ordre dazu senden würde.

Als alles bereit war, trat der Bürgermeister an den Herzog heran und fragte, ob Durchlaucht wünsche, daß die Mitglieder des Rats ihn begleiteten, wie sie das in Absicht gehabt hätten, oder ob er unter den obwaltenden besondern Umständen allein zu reisen vorzöge. Der Herzog zögerte mit der Antwort, dann nahm er die Begleitung an. Er setzte sich mit seinen beiden Dienern zu Pferde, und der Bürgermeister nebst den Ratsherren sowie eine bewaffnete Schar Schützen gingen zur Seite oder hinterher, als der Herzog fortritt. Vorher hatte letzterer eine namhafte Summe zur Verfügung des Bürgermeisters stellen lassen zur Bestreitung der Unkosten, die seine Anwesenheit verursacht, und zur sonstigen beliebigen Verwendung.

An dem Gebirgsflusse Zorge, der das Thal entlang fließt und dem braunschweigischen

Flecken, bei dem er entspringt, seinen Namen gegeben hat, ging es hinauf der nahen Grenze zu. Der Weg windet sich an dem Flusse mit seinen vielen Krümmungen aufwärts; zu beiden Seiten treten bald die Vorberge des Harzes dicht an ihn heran, die damals stark mit schlanken Buchen und vielhundertjährigen Eichen bestanden waren.

Man war nach kurzem Marsche der Grenze bis auf wenige hundert Schritte nahe gekommen. Noch eine Biegung der Straße, und wenn der Felsenvorsprung des Berges, der sie veranlaßt, umgangen war, so stand man ungefähr zwanzig Schritte von dem Grenzhäuschen und den bunten Grenzpfählen mit dem Schlagbaum. Derselbe war nicht niedergelassen, sondern offen, als das Häuschen sich den Blicken der Ankommenden darbot. Es lag an der linken Seite des Weges. Rechts von diesem, hart am Flußbette, stand ein Hüttenwerk, das aber heute still lag und auf dessen glänzendem Schindeldache sich die schräg über die Berge ins Thal blickende Sonne spiegelte. Nur das Rauschen des Wassers, das über das Werk in hoher Rinne lief und

auf der einen Seite tief in das Zorgebett, aus dem es weiter oben abgeleitet war, wieder hineinstürzte, unterbrach die sonntägliche Ruhe.

Der Herzog hielt beim Erblicken des Grenzhäuschens und ließ das Auge spähend umherschweifen. Er atmete erleichtert auf, als sich nichts Verdächtiges zeigte. Nach kurzem Abschiedsgrüße von dem Bürgermeister und den Ellricher Begleitern war er eben im Begriff, die Sporen einzusetzen und über die Grenze zu sprengen, als aus dem Grenzhause ein donnerndes „Taurügg!“ erschallte und aus allen Fenstern desselben, wie auch aus denen des Hüttenwerkes sich Gewehrläufe hervorstreckten. Zugleich kamen, wie aus dem Boden gesprungen, rechts und links vom Wege weiße Gestalten, die im Nu die Straße versperrten und die Büchsen schußbereit hielten.

„Taurügg!“ schallte es auch hier ihm gebieterisch entgegen.

Des Herzogs Pferd bäumte und wandte um. Er parierte es und schaute bleich nach der bewaffneten Schar, die sich schnell vergrößert hatte und jetzt Mann an Mann stand.

Eine Weile sprach niemand ein Wort.

Da trat der alte Holzhausen, der da drüben mehrere bekannte Gesichter sah, einige Schritte vor. Er fühlte bei seiner Anhänglichkeit an alles, was braunschweigisch hieß, den Beruf, als Vermittler aufzutreten.

„Rinner!“ rief er hinüber, „et is jo euer Hertog. Ji werd' em doch inlaten in sin Lann.“

„Auch Hertog Wilhelm is in Brunswig, un wi kennen man ein Hertog. Dis' is nich unj' Hertog!“ schallte es zurück.

„Wi kennen em nich!“ rief ein einzelner.

„Dat 's 'n Pariser Hertog!“ spottete ein anderer. „Dei Ort (Art) können wi nich brucken in unj' Brunswiger Lann!“

Der Herzog wandte das Pferd und sprengte zurück, gefolgt von seinen berittenen Begleitern und unbekümmert um die Ellricher, die verblüfft der Grenzwehr gegenüber standen.

„Si sind doch rechte Harzer Dickköpfe!“ schimpfte Holzhausen hinüber, als der Herzog um den Vorsprung des Berges verschwunden war und die Büchsen sich gesenkt hatten.

„Dat mag woll sin!“ rief man von drüben nun ruhiger, „aber tru (treu) un iherlich sin wi, un d'rüm woll'n wi ok 'n Hertog, dei's tru un iherlich mit uns meint, kein so'n Rümmlöper (Gerümläufer).“

„Na, wenn ji man kein böß' Suppen inbrockt hewwt für ji!“ rief Holzhausen.

„Wat wi uns inbrockt heww'n, dat freten wir ok ut!“ rief ein baumlanger, hagerer Kerl.

„Knorrig wie die Harzer Eichen ist die Gesellschaft!“



„Taurügg!“ schallte es auch hier ihm gebieterisch entgegen.



sagte Bürgermeister Buse zu Ratmann Schlichteweg.

„Ja,“ erwiderte dieser, „es sind richtige Harzer Knüppel! Was die einmal wollen, davon lassen sie sich nicht abbringen.“

Die Ellricher zogen ab, während die Braunschweiger die Straße besetzt hielten.

Erstere waren noch nicht weit gegangen, als vor ihnen fröhlicher Gesang ertönte.

Luftig und sorgenlos, wie die Jugend überall, speziell aber die Harzer Jugend, kam daher ein Mädchen, fast ein Kind noch, denn sie konnte wohl kaum mehr als sechzehn Jahre zählen. In dem rot- und schwarzgestreiften kurzen Wollrocke schritt sie leicht auf dem Rasen daher, der neben dem Wege am Flusse entlang lief. Den kurzen tuchenen Spenser (Jacke) hatte sie der Hitze wegen ausgezogen und trug ihn in der Hand, so daß Arme und Nacken frei waren. Blütenweiß stach die frische Keimwand der Hemdärmel von den gebräunten Armen ab. Das flachsblonde Haar war in zwei lange dicke, nach hinten herabhängende Zöpfe geflochten. Hin und wieder bückte sie sich, um von dem Rasen eine Blume zu pflücken, die sie dem Strauße, den sie in der Hand trug, hinzufügte. Beim Bücken fielen die Zöpfe fast immer neckisch nach vorn, als wollten sie den Händen beim Pflücken helfen, wurden aber dann mit einer raschen Bewegung der Hand wieder an ihren Platz verwiesen. Jugendlust und Jugendfreude malten sich auf dem lotwängigen Gesicht und von den frischen Lippen schallte lustiger Gesang. Die glöckereine Stimme kennzeichnete den Harzer Singvogel:

Und die Harzer Mäken, die sind lustig,
Und die Harzer Bursche, die sind durstig,
Und die Lustigkeit und die Durstigkeit
Find't man auf dem Harze allezeit.
Als sie der Männer ansichtig wurde, sang sie nur noch leise weiter, immer nur den Rasen blickend nach den dort stehenden Blumen.

„Wo willst du denn hin, Mädchen?“ rief sie einer der rückkehrenden Bürger an.

„Nach Braunlage,“ war die rasche Antwort.

„Aber jetzt doch nicht?“ fragte er zurück und blieb nebst einigen andern stehen.

„Hi, hi,“ sicherte das Mädchen, „dat 's doch der Weg nach Braunlage. Un min Modder hat mi anbefohlen, nich tau spät tau kommen. In drei Stunn bin ich dahus, dat 's grad, as min Modder seggt het.“

„Aber heut kannst du nicht über die Grenze, Mädchen; die da drüben werden dich wohl nicht hinüber

lassen. Kehre daher lieber um mit uns und warte bis morgen.“

„Ne!“ erwiderte sie, „dat geht nich. Min Was' in Ellrich wellt mi all tau'rüg hollen. Aber min Modder het seggt, ich soll Sünntig Mittag dahus sin, un do geh ich.“

„Aber die Grenze ist besetzt von lauter Männern.“

„Ha,“ rief das Mädchen trotzig, „dat sin Braunschwiger un min Lannslüd, dat sin doch keine Däwels, die ein freten.“

Damit ging sie bei den Männern vorbei, die ihr nachschauten. Auch sie wandte nochmals den Kopf und übermütig rief sie: „Adjes ok! Glückliche Reis!“

Halb belustigt, halb verwundert ob der „Harzer Dirn“ gingen die Männer weiter und unterhielten sich von den großen politischen Ereignissen, bei denen sie seit gestern eine, wenn auch nur sehr bescheidene, Rolle mitzuspielen vom Schicksal berufen waren.

Blötzlich dröhnte ein Schuß durch das Thal und hallte in mehrfachen Echo an den Bergen wieder.

Die Männer standen. „Was mag das gewesen sein?“ fragte der Bürgermeister.

„J, den Kerls ist wahrscheinlich ein Reh oder ein Hirsch vor die Linie gekommen und da kann so 'n Harzer Weiskittel nicht anders, da knallt's, wenn er das Gewehr bei der Hand hat,“ erläuterte ein anderer.

„Ja,“ sagte ein dritter, „da oben ist jeder ein Wilddieb, wenn er's sein kann.“

„Ich möcht' nicht auf dem Harze Förster sein,“ bemerkte Schneider Mehmel, „denn solch einer hat den Wilddieben gegenüber einen schweren Stand.“

„Neulich haben sie,“ erzählte ein anderer, „bei Braunberge wieder einen Förster erschossen, der ihnen zu sehr auf die Finger guckte.“

Man war längere Zeit stehen geblieben und das angelegene Thema gab auch noch ergiebigen Stoff, als man sich anschickte, weiter zu gehen.

Da kam der Zimmermeister Holzhausen atemlos dahergeeilt. Er war vorhin zurückgeblieben.

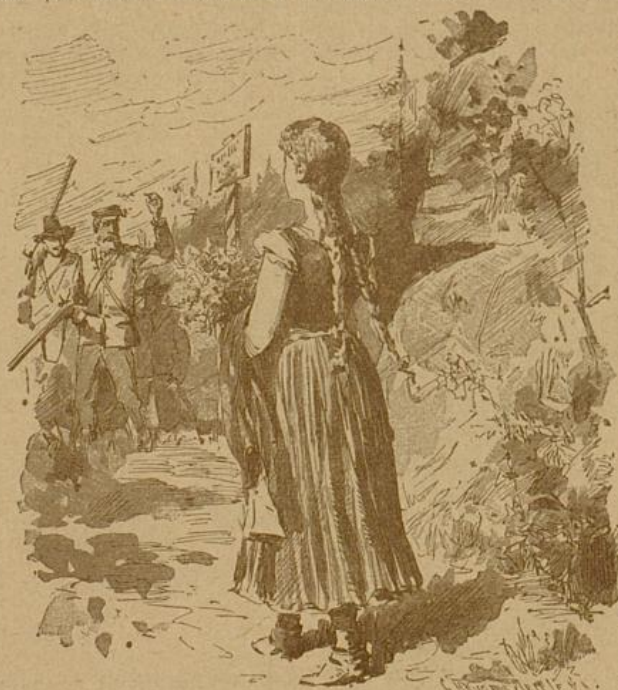
Schon von weitem rief er: „Halt, halt!“

Wiederum standen die Männer. Es war heute gar kein Vorwärtkommen. Lebhaft gestikulierende der Alte, bevor er zu Worte kommen konnte.

„Was giebt's denn?“ rief man ihm entgegen.

„Ach Gott!“ keuchte er mühsam hervor. „Dei Kerls — bei verdammten — dat Mäken — dat Kind — sei hemwen't daud'schoten.“

„Was?“ riefen die Männer entsetzt, „das unschuldige Kind?“



„Dat sin Braunschwiger un min Lannslüd, dat sin doch keine Däwels, die ein freten.“

„Ja,“ erzählte dieser, „ich war dort hinter der Ecke geblieben, als sie bei mir vorüberging.“

„Gaud'n Morr'n, Meister Holzhausen!“ ruft sie im Vorbeigehen, denn sie kennt mich ja, und ich kenne sie auch, die Witwe Apel in Elrich ist ihre Base.“

„Gaud'n Morr'n, Mäken,“ sag' ich, „wo soll denn die Reif' tau?“

„Na Hus,“ sagt' sie, „tau Moddern.“

„Na, aber hüt man nich!“ rufe ich.

„Grad hüt!“ sagte sie, „und dorhen geist mein Weg!“

„Da brüllt so'n Kerl: „Taurügg, Mäken, oder id scheid!““

„Si werd' doch nich!“ ruft sie munter und geht weiter.“

„Taurügg!“ ruft der Kerl zum zweitenmale, „id scheid di daud!““

„Ha, ha!“ lacht sie, „dat seggt min Brauder of immer, wenn id wat dauhn fall, wat id nich müg, un dunn dauh id't ist recht!“ Und sie geht weiter.“

„Der Kerl flucht: „In det Düwels Namen, geh taurügg! Id darp fein rüwver laten!““

Schon ist sie aber am Grenzpfahl und will eben den Fuß heben, um daran vorbeizukommen. — Ein Blitz! Ein Knall! — Lautlos sinkt das feste Harzer Kind in das Gras. Ein Blutquell spritzt aus ihrer Brust und überprudelt den frischen Blumenstrauß, den sie fest in der Hand hält, mit allen den weißen und blauen und gelben Blumen —

„und er färbte die Blümlein so rot, so rot!“ — — „Rurid!“ kommandierte jetzt der Bürgermeister auch, „vielleicht können wir noch helfen.“

Sie ließen Herzog Herzog sein und liefen mehr als sie gingen, bis sie wieder an dem Orte ankamen, wo sie vorhin mit jenem gestanden hatten. Trotzig und finster standen die Männer in den weißen Kitteln hinter der Grenze, die Gewehre in den Händen.

Der Bürgermeister rief ihnen zu: „Wir kommen um zu sehen, ob dem armen Mädchen noch zu helfen ist. Habt ihr etwas dawider, wenn wir an sie herantreten?“

„Ne!“ lautete die Antwort von drüben. „Bis an de Grenz is preuß'ich Lann, do bewo'n wi nicks tau befehlen. Aber nich rüwver kommen. Hüt darp fein' rüwver!“

Die Elricher traten an die Erschossene heran und einige blickten sich zu ihr nieder, zu sehen, ob sie noch lebe. Aber es war vorbei, vorbei für immer. Die vorhin noch roten Wangen waren bleich geworden. Der Schuß war mitten durchs Herz gegangen, das Herz, das noch vor wenigen Minuten so laut und lebensfroh geschlagen und die überquellende Jugendlust über die frischen roten Lippen in jeder Rede und lustigem Gesang hatte strömen lassen.

„Dat arm' Ding!“ rief Holzhausen, und des alten Mannes Augen, der unter Herzog Olsen und später auf so manchem Schlachtfelde manch junges Leben hatte auslöschen sehen, glänzten feucht.

„Worüm bewo't ji dat arm' unschüllig Kind daudschoten?“ fragte er vorwurfsvoll die finster blickenden Männer.

„Dat kümmt up den sin Redning!“ riefen diese wild und zeigten mit der Hand nach der Gegend von Elrich, „up den KümLöper sine. Dei is schüllig an ehren Eim, wi nich! Wenn dei nich wesen wäre, dann stünd wi nich hier un künn in Raub un Fred dahus sitten. Dat Bland von det Mäken kümmt immer em.“

Die Elricher Männer schnitten aus dem nahen Ge-

hölz einige Stangen und Zweige. Daraus wurde eine Tragbahre verfertigt, auf welche man die Tote legte, um sie nach Elrich zu tragen. Denn, wenn sie auch nach „drüben“ gehörte, so lag sie doch auf preussischem Gebiet und mußte daher dem Gejetz nach auch nach dem nächsten preussischen Orte, das war Elrich, geschafft werden. Das geschah denn auch.

Der Herzog war lange schon in die kleine Stadt zurückgekehrt, ohne sich bei seiner Rückkehr um diejenigen zu kümmern, die ihm vorhin das „Ehrengeleit“ gegeben hatten.

Nachdem er sein Zimmer auf dem Rathause wieder eingenommen hatte, schrieb er einige Briefe, mit denen ein Diener eiligst den Weg nach Nordhausen zu nahm, wahrscheinlich um sie dort zur Post zu geben. Dann nahm er einen Imbiß und befahl die Abreise.

Es mochte ihm wohl auffallen, daß seine Begleiter von heute früh so lange blieben, und argwöhnisch fragte er den Kammerdiener, ob er von der Rückkehr des Bürgermeisters noch nichts wahrgenommen hätte. Der Diener wußte keine Auskunft zu geben.

Der Herzog hatte sein frugales Frühstück fast beendet, als der Bürgermeister sich melden ließ und nach erhaltener Erlaubnis eintrat. Ernst blickte er den Herzog an, der soeben noch im Begriff war, eines der vor ihm liegenden weichen Eier zu schlürfen, und fragte nach seinen Befehlen.

Der Herzog erwiderte, daß er keinen Wunsch mehr habe, als den, sogleich abzureisen, und daß die nötigen Befehle bereits gegeben seien. Dabei blickte er den Bürgermeister, dessen verändertes Benehmen ihm auffiel, unruhig an und beeilte sich sichtlich, so schnell wie möglich fortzukommen. Vielleicht fürchtete er ein feindliches Einverständnis oder doch ein Geschehenlassen des Bürgermeisters, wenn man ihn hier überfallen wollte.

„Alles fertig?“ fragte er den Kammerdiener, der bereits reisebereit da stand.

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

Hastig schritt er die Treppe hinunter, so daß der alternde Bürgermeister kaum nachkommen konnte.

Eben trat er zur Hausthür hinaus auf die breite Stufe der hohen Rathaußtreppe, als vier Männer dort eine Bahre, von grünen Zweigen geflochten, niedersetzen, um die Doppeltbür des Eingangs zu öffnen, damit sie die Tote, die sie trugen, bequemer und ohne anzustoßen in die Leichenkammer des Erdgeschosses hineintragen könnten.

Der Herzog prallte zurück, als er den mit Blut überströmten Leichnam des Kindes sah, während die auf dem Markte vor dem Rathause stets größer werdende Menge sich teils in Klagen, teils in Verwünschungen erging.

„Was ist das?“ fragte er.

„Dat is 'n arm' unschüllig Mäken aut Braunlage, Dörchlauch,“ brach Holzhausen, der dabei stand, los. „Dei bewo'n de Brunswiger daudschoten, weil s' nich glöwen wullt, dat sei nich in ehr Brunswiger Lann dörrt tau ehr Modder. Dat arm' Ding!“

Der Herzog wechselte die Farbe. „Désagréable! Bien désagréable!“ rief er. Dann eilte er die steinerne Treppe hinab, schwang sich auf das bereitstehende Pferd und, wie von Furien gejagt, sprengte er die Marktstraße hinab, dem Nordhäuser Thore zu, während das blutige Opfer des heutigen Tages ins Rathaus getragen wurde, wo der Arzt in Erfüllung der vorgeschriebenen Form, den Leichnam zu untersuchen und den Tod zu konstatieren schon bereit war.

In Braunlage aber saß zu derselben Zeit einsam in

ihrem ledergepolsterten Lehnstuhle eine alte Mutter und genöth der Feiertagsruhe. Der Sohn war gestern abend mit ausgezogen, die Grenze zu besetzen, man wußte nicht, wie lange das dauern würde. Desto mehr fehlte ihr aber die Tochter und sie zählte die Stunden und zuletzt die Minuten, bis sie eintreffen mußte.

Vergebens! — Die Mutterforge erwachte, sie wurde größer und größer, als es auf den Abend zuging.

Es dunkelte und die Mutter ging unruhig aus einer Ecke der Stube in die andere. Da klopfte es leise an die Thür, ein Bote trat ein.

„Erstreck nicht!“ begann er und erschreckte durch diese Worte die alte Frau erst recht. „Deinem Mädchen ist ein Unglück passiert.“ Und nun kamen denn die Worte heraus, zögernd, bis er sagte: „Sie ist tot.“

Da sank sie hin, die alte Frau. Die Kugel, dort an der Grenze entseudet, traf jetzt zum zweitenmal ein armes Mutterherz, daß es blutete, bis es sich verblutet hatte, zwar nicht so schnell wie das jenes fröhlichen Kindes, sondern langsam, langsam und darum um so qualvoller.

Als aber drei Tage darauf an der Mauer der Friedhofskirche oben auf dem Berge bei Ellrich ein schlichter schwarzer Sarg in die Erde gesenkt wurde und eine silberhaarige gebengte Greisin, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, jammern ausrief: „Min Tochter! Min Kind! Min leiw, leiw Kind!“ da blieb kein Auge trocken von denen, die der Toten das letzte Geleit gegeben hatten. —

Vergeffen! Vergessen! —

Dort aber an dem blauen See des Schweizer Landes erhebt sich das stolze Monument des vormaligen Herzogs Karl von Braunschweig zum ewigen Gedächtnis an die Millionen, die er der Stadt Genf geschenkt.



Ein teurer Span.

Von Wilhelm Fischer.

Vor Jahren lebte in Trier ein lustiger Fährich aus Schlesien, dem außer dem regelmäßigen Wechsel von seinem Herrn Vater hin und wieder eine außergewöhnliche Beihilfe von einer wohlhabenden, unverheirateten Tante ganz erwünscht war.

So auch einmal wieder, als er längern Urlaub genommen hatte, um die alte Heimat zu besuchen. Das Reisegeld von Hauße schmolz schon in Trier wie Eis an der Sonne, aber die wackere Tante ließ den lieben Nefsen nicht im Stich — „sie ist so gut wie bar Geld!“ pflegte er wohlgefällig zu sagen. Dagegen sprach sie in dem freundlichen Briefe, der ihre Sendung begleitete, auch eine Bitte aus: „Wenn du durch Eisenach kommst, lieber Rudolf, und die Wartburg besuchst, so bring mir doch wo möglich irgend eine Erinnerung an Luther für meine Sammlung mit.“ Wer hätte diesen bescheidenen Wunsch einer so liebenswürdigen Verwandten nicht gern erfüllt? Aber ob nun der liebe Rudolf die Wartburg gar nicht erstieg, sondern bloß vom Thal

aus bewunderte, oder ob die Aussicht zu streng war und er keine Reliquie erlangen konnte, oder ob er den Auftrag vergaß — genug, er kam mit leeren Händen nach Schlesien und das fiel ihm im letzten Nachtquartier schwer aufs Herz. Doch bald kam ihm ein Rettungsgedanke. „Holz ist Holz!“ rief er munter, zog die Plemppe und säbelte mit raschem Hieb vom Eichenstamm des Wirtes einen ansehnlichen Span herunter, den er am nächsten Morgen der in der Nähe wohnenden Tante mit der treuerherzigen Versicherung überreichte, er rühre von der Kanzel in der Schloßkapelle der Wartburg her. Die gute Dame nahm das Stücklein Holz mit lebhaftem Dank in Empfang und wies ihm einen Ehrenplatz in ihrer Sammlung an, in der sie allerlei merkwürdige Dinge aufbewahrte, als da sind:

1. ein Fläschchen mit Jordanwasser;
2. Muscheln aus dem roten Meere;
3. eine Rose von Jericho, welk und verschrumpft, aber sie blüht in der Christnacht wieder auf, wenn man sie in ein Glas roten Weines stellt;
4. ein Zahn, von Peter dem Großen höchst eigenhändig ausgezogen, u. s. w.

Der Nefse genöth ihre Gastfreundschaft und reiste schließlich ahnungslos in seine ferne Garnison zurück.

Aber Lügen haben oft kurze Füße. Bald nachher bat der Wirt, an dessen Tisch der tapfere Rudolf seine Klingen erprobt hatte, die Tante um Erlaubnis, einem fremden Gast ihre Sammlungen zu zeigen. Denn sie besaß außer jenen Raritäten auch einige sehr wertvolle Gemälde, die der Kemner nach Gebühr bewunderte. Zu dem Span und seiner vorgelieblichen Herkunft schüttelte er dagegen den Kopf; der Wirt lächelte und plauderte: ein Wort gab das andere und die gute Tante erfuhr die volle Wahrheit. Ich weiß nicht, was dabei in ihrer Seele vorging, denn sie äußerte nicht viel und machte ihrem bösen Neffen weder brieflich noch mündlich je den geringsten Vorwurf, ließ auch das Stücklein Eichenholz ruhig an seinem Plage.

Darüber vergingen etwa zwanzig Jahre, da starb sie. Unter den andern Verwandten eilte auch Rudolf, jetzt ein gesetzter Mann und Familienvater, herbei, um ihr die letzte Ehre zu erweisen und — der Testaments-eröffnung beizuwohnen. Dieselbe fand denn in der vorgeschriebenen Weise statt und ergab zunächst nichts Auffallendes. Die Dienerschaft, die Armen des Orts waren bedacht und der Rest des Vermögens unter die Geschwisterkinder verteilt. Auch über den Teil der beweglichen Hinterlassenschaft, der nicht verkauft werden sollte, hatte die Tante nach dem Grundsatz verfügt: Gleiche Brüder, gleiche Klappen. So hieß es z. B.:

„Meinem Neffen Hugo alle Olgemälde. Item meiner Nichte Marie das Porzellan und Silber, alle Kleider und Leinwand. Item meinem Neffen Karl Pferde und Wagen sowie den ganzen Weinkeller.“

So ging's weiter, alle waren reichlich und so viel wie möglich gleichmäßig bedacht, mit einer Ausnahme, die Erstarrten und, ebenfalls mit einer Ausnahme, Heiterkeit hervorrief:

„Item meinem lieben Neffen Rudolf das kostbarste Stück meiner Sammlung, den Span von Luthers Kanzel, den ich seiner Güte verdanke —“

Weiter nichts! Die Strafe war spät, aber empfindlich. Ich weiß nicht, ob der edle Rudolf den teuren Span im ersten Zorn verbrannt hat oder noch zerfurcht und hüffertig aufbewahrt.

Merk: Holz ist freilich Holz, aber Recht soll auch Recht bleiben!